

Einladung zum Schweigen

Entschlüsselungsversuch zu Hilde Domins „Silence and exile“

Franziskus Heereman, Heidelberg

Moderne Gedichte sind widerspenstige Gebilde. Sie führen uns nicht schon beim ersten Lesen in einen Kosmos von Ideen und Empfindungen ein, wirken eher sperrig, ja oft genug, als hätten sie keinen rechten Sinn.

Wer Verse wie Hilde Domins „Silence and exile“¹ erschließen möchte, muß aus der Haltung des reinen Konsumenten heraustreten und selbst zum Mitarbeiter der Dichterin werden. Mehr noch: der Leser muß sich selbst einbringen mit seinen Gedanken und Gefühlen. Was die Dichterin in nicht mehr weiter komprimierbarer Form ausgesagt hat, kann sich erst auf dem Hintergrund seiner Erfahrung entfalten und so bei ihm ankommen.

„Silence and exile“

Unverlierbares Exil
du trägst es bei dir
du schlüpfst hinein
gefaltetes Labyrinth

Wüste
einsteckbar.

„Silence and exile“ gehört zu einer Serie von fünf „Ausreiseliedern“.² Das Motiv des Exils ist in Hilde Domins Schriften ein wichtiger Grundton. Zu tief ist es in ihren Lebensteppich eingewoben, als daß sie es über Erfahrungen von Ankunft und Heimat vergessen könnte. Schon als junge Frau mußte sie ihre Heimat verlassen, von den Nazis verfolgt. Nach Rom zog sie, doch auch die Ewige Stadt war ihr nur eine Zwischenstation. Es folgten Aufenthalte in England, USA, der Dominikanischen Republik und Spanien, ehe sie mit ihrem Mann wieder nach Deutschland zurückkehren konnte, nach Heidelberg. „Es war im Winter 1960/61“, schreibt sie in ihrem autobiographischen Werk *Von der Natur nicht vorgesehen*, „daß wir in Heidelberg eine Wohnung bekamen, wie Menschen sie ha-

¹ Hilde Domin, *Hier – Gedichte*. Frankfurt am Main 1990. 29.

² Ebd., 25–29.

ben, die erste, die keine Fluchtwohnung war seit 1936.“³ Die Dichterin weiß, was es heißt, in der Fremde zu leben.

„Das Exil ist (für sie) die Extremerfahrung der *conditio humana*.“⁴ Die Sehnsucht nach Heimat, Zugehörigkeit und Geborgenheit ist so stark im Menschen, daß dieses Leben ihr nicht gerecht werden kann. Überall wird er sich wie einer erfahren, der noch nicht heimgefunden hat.

Die christliche Botschaft deutet die Urerfahrung des Fremdseins, indem sie den Blick auf den Himmel richtet, auf die uns zukommende Heimat. Hilde Domin rät, die Heimat in sich selbst zu suchen – bei sich so zu Hause zu sein, daß die äußeren Bedingungen das Fremde und Bedrohliche verlieren.

Man muß weggehen können
und doch sein wie ein Baum.
Als bliebe die Wurzel im Boden,
als zöge die Landschaft und wir stünden fest.

So ihr Programm gegen den inneren Heimatverlust.⁵ Im Fortgehen noch bleiben; Wurzeln und Boden in sich tragen; das ewig Bleibende durch die sich stets wandelnden Verhältnisse hindurch wahrnehmen und in ihm zu Hause sein, „wo es auch sei, / und niedersitzen können und uns anlehnen, / als sei es das Grab / unserer Mutter“.⁶

Zu unserem Gedicht: Schon der englische Titel läßt aufmerken. Warum hier die Fremdsprache? Sie drückt auf ihre Weise bereits das Exil aus, das Nichteigene. Ich kann die Sprache noch so gut beherrschen, sie wird mir nie zur Muttersprache, nie zur Heimat. Weil sie nicht *meine Sprache* ist, kann ich nicht alles in ihr ausdrücken, was ich empfinde. Sie macht mich stumm. Bis an mein Ende lebe ich in ihr wie ein Geduldeter, ein Asylant.⁷

„Silence and exile – Schweigen und Exil.“ Die Überschrift verbindet zwei Begriffe miteinander, um sie auseinander zu erhellen. Eigentlich an-

³ Hilde Domin, *Von der Natur nicht vorgesehen*. München 1988, 101. – „Die meisten Wohnungen in meinem Leben waren Fluchtwohnungen, Zufluchtswohnungen, oder verwandelten sich plötzlich, aus scheinbar normalen Behausungen. Das steckt einem in den Knochen ein Leben lang... Bei Wohnungen denke ich an die Wände, und daß ich mich an den Wänden festkrallen möchte. Im Notfall. Aber wenn der Notfall kam, waren die Wände immer zu glatt. Die Hände sind keine Krallen, der Mensch ist kein Affe, er setzt sich auf den Fußboden in die Ecke und weint.“ Ebd., 63.

⁴ Hilde Domin. *Das Gedicht als Augenblick von Freiheit*. München 1988, 118.

⁵ Hilde Domin. *Nur eine Rose als Stütze*. Frankfurt am Main 1988, 9.

⁶ Ebd.

⁷ „Der sterbende Mund müht sich / um das richtig gesprochene Wort / einer fremden Sprache.“ „Exil“ in: *Hier*, 21.

geschaut und erklärt wird das Schweigen. Es kommt nur in der Überschrift vor, während uns das Exil noch einmal in der ersten Zeile des Gedichtes begegnet. Das Schweigen ist ein unverlierbares Exil.

„Exil“ gehört für Hilde Domin zum Grundakkord menschlicher Befindlichkeit.⁸ Das äußere Exil bleibt vielen Menschen – gerade im Zeitalter der Flüchtlinge – nicht erspart; dem inneren entgeht niemand, so häufig und so hurtig er sich auch auf die Flucht begeben mag. Die Erfahrung des Exils ist unentrinnbar; sie gehört zur menschlichen Reifung. Tragik und Chance schwingen hier mit. Die ursprüngliche Erfahrung von Geborgenheit und Harmonie muß zerbrechen. Das Paradies der Kindheit wird zum Gefängnis, wenn wir es nicht verlassen. In den Märchen, die in ihrer Sprache Erfahrungen der Reifung beschreiben⁹, gehören das Verlassen der Heimat und die Vertreibung aus ihr zu den häufigsten Motiven. Man denke hier nur an „Hänsel und Gretel“ oder an die drei Brüder im „Tischlein deck dich“. In beiden Fällen sind es die Eltern bzw. der Vater, die die Kinder aus dem Zuhause vertreiben.

Wer mit Exil nur Leid und Entfremdung verbindet, wird ihm kaum das Attribut „unverlierbar“ geben. Mit der leidvollen Erfahrung des Heimatverlustes muß etwas Kostbares einhergehen, ein Geschenk, das ich nicht verlieren möchte. Wer „wie ein Baum“ geworden ist und gelernt hat, auch in der Fremde bei sich zu Hause zu sein, oder doch wenigstens zu spüren begonnen hat, nach welcher Heimat es ihn eigentlich zieht, für den ist sie mehr geworden als nur ein Ort der Not. Vielleicht hat er mehr Angst vor einer Heimat, in der die Erfahrung der Fremde keinen Platz mehr hat: in der *die Erinnerungen* zum Tode verurteilt sind, die nicht in den Horizont spießbürgerlichen Selbstgenügens passen. Der Verlust des Exils würde zur neuen Verbannung; seine Unverlierbarkeit läßt es zu einem verlässlichen Ort werden, wenn auch nicht zu einem behaglichen.

Hilde Domin ist alles andere als eine Romantikerin des Exils. Stets behält es für sie seine zwei Gesichter, die sich nur in spannungsvollen Wortverbindungen ausdrücken lassen. Es ist wie eine „schwere und abscheuliche erkenntnisträchtige Krankheit“¹⁰, nicht angenehm, aber wichtig und

⁸ Zum Exilsbegriff vgl. „Exilerfahrungen“ in: *Von der Natur nicht vorgesehen*, 143. „Es handelt sich um das Herausnehmen eines Menschen aus dem normalen Kontext seines Lebens, und zwar ein gewaltsames und unfreiwilliges Herausnehmen. Um eine Einordnung in eine Kategorie eigener Art, die auf keinen Fall, wie die frühere, die seiner Umwelt sein wird. Er wird in eine Sonderexistenz gestoßen, zu dieser verurteilt, er ist auch für die anderen als Sonderexistenz kenntlich.“

⁹ ...und man in Märchen und Gedichten / erkennt die wahren Weltgeschichten...“ Novalis, *Gedichte aus „Heinrich von Ofterdingen“*.

¹⁰ *Von der Natur nicht vorgesehen*, 143.

notwendig.¹¹ Erst die Erfahrung des anderen, der Fremde führt uns ins Eigene.

Es ist die Rede vom Schweigen, und zwar vom Schweigen als einer Form des Exils, die nicht an die äußere Vertreibung aus der Heimat gebunden ist. „Du trägst es bei dir.“ Wer sich der Herausforderung bewußten Schweigens stellt, trägt sein „Exil“ mit allen Chancen und Schmerzen bei sich und in sich. Gemeint ist hier sicher nicht das Verstummen vor dem uns überkommenden Leid. In diese Erfahrung können wir nicht „hineinschlüpfen“, sie überfällt uns, ohne daß wir die Gelegenheit gehabt hätten, uns für sie zu entscheiden.

Sprache dient nicht nur der Vermittlung von Fakten. Der Mensch ist mehr als ein Computer. Wenn er spricht, drückt er sich gleichzeitig selbst aus; seine Empfindungen schwingen mit und färben seine Stimme. Er hat die Möglichkeit, seine Gefühle und Wünsche ins Wort zu kleiden, aber auch seine Sorgen und Ängste. Sprache bezeichnet Wirklichkeit, schafft sie sogar (z. B. in Verträgen), kann sie aber auch verwischen und verfälschen. Wir benutzen Worte zur Ablenkung vom eigentlich Wichtigen und zur Umdeutung dessen, was wir nicht wahrhaben wollen.

Von daher die Bedeutung des Schweigens. Kafka, der um die Ambivalenz von Sprache wußte, schrieb in einem der *Briefe an Milena*: „Und nun halte ich den Mund, um ein wenig in der Wahrheit zu bleiben.“¹² Es gibt ein Schweigen, durch das man sich schuldig macht; es kann aber auch zur Wahrheit führen, wenn wir in ihm wieder zu Wahrnehmenden werden.

„Gefaltetes Labyrinth“ und „Wüste einsteckbar“ nennt die Dichterin das Exil des Schweigens. Auch hier – wie beim „unverlierbaren Exil – stehen Substantiv und Attribut in einem ganz eigenen Spannungsverhältnis zueinander. Wüste und Labyrinth sind Orte, an denen das Leben bedroht ist. Wer in ihnen überleben will, muß die Wege kennen, sonst ist er verloren. Es paßt nicht zum Labyrinth, daß man es auf ein handliches Format falten kann; und die einsteckbare Wüste verliert den Anschein der Bedrohlichkeit.

Es geht nicht nur darum, mit der feindlichen Umwelt fertigzuwerden und in ihr zu überleben. Beide Begriffe eröffnen einen viel reicheren Horizont an Erfahrungen, die Menschen zugewachsen sind. Wüste und Labyrinth können faszinieren, so sehr, daß sie einen nicht mehr loslassen.

¹¹ „Nach vielen heiklen Ortswechseln, alle im Zeichen der Unfreiwilligkeit, bin ich seit dem Wintersemester 1960/61 wieder in Heidelberg, meiner alten Universitätsstadt, ansässig. Ich stelle fest, daß meine Erfahrungen der Rückkehr weit stärker sind als die des Exils in mein Werk eingegangen sind, obwohl das nur eine Akzentfrage ist, insofern Rückkehr für mich eben *Rückkehr aus dem Exil* bedeutete.“ Ebd. 146.

¹² Franz Kafka, *Briefe an Milena*. Frankfurt am Main 1952, 191.

Ich kenne ein Ehepaar, das jedes Jahr seinen Urlaub zu einer Fahrt durch die Wüste nutzt und dabei weder körperliche Strapazen noch finanzielle Opfer scheut. Fast habe ich den Eindruck, daß der Rest des Jahres für diese Menschen zur Zeit zwischen den Expeditionen durch die Sahara geworden ist. Eigentlich *leben* tun sie nur in der Wüste. Gegenüber der Intensität der Wüste verblaßt der Alltag in der milderen Klimazone.

Oder ist es so, daß sie bei der Rückkehr aus der Wüste die Heimat mit anderen Augen sehen; daß ihre Sinne geschärft sind und sie auf einmal Dinge wahrnehmen, für die sie vorher „keinen Sinn“ hatten? Man kommt in der Wüste dem Eigentlichen näher, der Wirklichkeit, die auch die Alltagswelt im Geheimen prägt und trägt.

Saint-Exupérys kleiner Prinz äußert diese Erfahrung nach einem Schluck Wasser aus dem Brunnen, der die Wüste so schön macht¹³ „Die Menschen bei dir zu Hause züchten fünftausend Rosen in ein und demselben Garten... und doch finden sie dort nicht, was sie suchen. ... Und dabei kann man das, was sie suchen, in einer Rose oder in ein bißchen Wasser finden. ... Aber die Augen sind blind. Man muß mit dem Herzen suchen.“¹⁴ Genau darum geht es: in der Wüste des Schweigens (neu) zu lernen, mit dem Herzen zu suchen und zu schauen. – Noch einmal Saint-Exupéry zum Thema Wüste: „Ich habe die Wüste immer geliebt. Man setzt sich auf eine Sanddüne. Man sieht nichts. Man hört nichts. Und währenddessen strahlt etwas in der Stille.“¹⁵ Wer diese Erfahrung einmal gemacht hat, den läßt sie nicht wieder los.

Doppelgesichtig wie die Wüste ist das Labyrinth. In der griechischen Sage wohnt in ihm ein Ungeheuer, halb Stier, halb Mensch, das jeden, der sich in seinen verschlungenen Gängen verliert, tötet. Allein dem Helden Theseus gelingt es, nicht nur den Minothauros zu erschlagen, sondern mit Hilfe des Ariadne-Fadens auch wieder zum Ausgang zurückzufinden.

Die Stille hat etwas Unwegsames und Bedrohliches an sich. Wer sich ihr aussetzt, kennt sich zuerst einmal nicht mehr aus, verliert den Weg und bekommt es mit der Angst zu tun. Es ist, als hause im Schweigen ein verschlingendes Ungeheuer. Nicht viele trauen sich über seine Schwelle. – Und doch geht auch vom Labyrinth etwas Faszinierendes aus. Hier heißt es, den Weg unter Mühen suchen, in die Irre gehen und Fehlwege wiederholen: aber das Labyrinth hat auch seine Mitte. Im Märchen trifft der Held, der im dunklen Wald seinen Weg nicht mehr überblicken kann, oft in dessen Mitte auf ein Haus oder Schloß, das ein Ungeheuer be-

¹³ Antoine de Saint-Exupéry, *Der kleine Prinz*. Düsseldorf 1956, 76.

¹⁴ Ebd., 79.

¹⁵ Ebd., 76.

wohnt. Entscheidend ist, daß er nicht flieht, sondern sich der Begegnung mit dem bedrohlichen Tier stellt. Nur so kann er in ihm die verzauberte Prinzessin entdecken und – nach Bewältigung schwieriger Aufgaben – erlösen.

So betrachtet entpuppt sich das Labyrinth als Metapher der Ermutigung, sich auf den Weg des Schweigens einzulassen, mag er auch noch so unüberschaubar und hindernisreich erscheinen. Freilich führt er in die Gefahr, sich zu verlieren; aber der Irrgarten birgt auch einen Schatz in sich, der dem verborgen bleibt, der das Risiko und die Anstrengung des Weges meidet.

In der Kunst wurde das Thema des Labyrinths von alters her noch eindeutiger in diesem Sinn gestaltet. Da gibt es nur *einen* Weg; einzig wichtig ist, ihm mit all seinen Richtungsänderungen, die immer wieder auch von der Mitte wegführen, zu folgen, um an das erstrebte Ziel zu gelangen. Vertrauen und durchhalten, darum geht es. Scheitern kann nur, wer den Weg verweigert und an den Ausgangspunkt zurückkehrt.

Das Schweigen (oder die Stille – „silence“ kann beides heißen) als Labyrinth gedeutet, wird zum Weg, das Kostbare zu entdecken, das in uns wohnt. Man muß das Schweigen nicht suchen wie in unbekannter Ferne; es ist immer da, gefaltet in meiner Tasche wie ein Schnupftuch, einsteckbare Wüste. Unverlierbares Exil, niemand kann es mir rauben. Ich kann hineinschlüpfen wie in einen Pantoffel, ohne daß es dadurch aufhören würde, ein mühsamer Ort zu sein, eben ein Exil.

Worte können nur an die Schwelle des Schweigens führen, selbst Gedichte. Das Eigentliche bleibt unaussprechlich. „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“, lautet der berühmte letzte Satz in Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“.¹⁶ Und Meister Eckhart sagt: „Wer Gottes Raunen hören will, dem müssen andere Stimmen stumm geworden sein.“¹⁷

¹⁶ Nr. 6. 54/7 – Es lohnt sich, den ganzen Abschnitt zu lesen: „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr aufgestiegen ist.) Er muß diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig. Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“

¹⁷ Zit. nach W. Roos und R. Walter (Hrsg.). *Im Haus der Sprache* (Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Teilband 31). Freiburg 1983, 376.